

Welt so gut arrangieren kann wie es diese Welt gerne hätte. Schließlich, für die Leser des modernen Romans: Die Postmoderne, das ist die Gebrochenheit der Moderne als Ausdruck der Theorie. Das sagt Ihnen alles nichts? Das liegt daran, dass solche Beschreibungen leer sind. Wer die Postmoderne nicht kennt, dem sagen sie nicht viel. Wer etwas über sie weiß, dem sagen solche Sätze nichts Neues. Sie lassen sich beliebig mit Erzählung, Begriff, Epoche, Lebensgefühl und Theorie füllen.

Was die Postmoderne war, lässt sich aus verschiedenen Gründen nicht einfach sagen. Einer dieser Gründe ist, dass vieles von dem, was eingangs über die Postmoderne gesagt wurde, oft erst sehr viel später auf sie abgebildet wurde. Um zu erfahren, was die Postmoderne war, muss man – paradoxerweise – vergessen, was man über die Postmoderne zu wissen glaubt. Erst recht muss man es vergessen, wenn man erfahren will, was die Postmoderne hätte sein können. Fangen wir also ein drittes Mal von vorne an: Was ist die Postmoderne?

Ein Gegner, auf den sich alle einigen können

Ende der 1940er und Anfang der 1950er Jahre, in den Ruinen der alten und im Geist der neuen Welt, entsteht in Paris, Frankfurt, New York, Münster und Chicago eine Denkbewegung, die wenige Jahrzehnte später die akademische Welt diesseits und jenseits des Atlantiks auf den Kopf stellen wird. Die Protagonisten dieser Denkbewegung teilen den Erfahrungsraum, dessen Koordinaten durch die beiden Weltkriege bestimmt werden. Sie sind Mitläufer und Exilanten, Söhne von Kriegsgefangenen und Brüder von Widerstandskämpfern. Menschen, deren Kindheit in einer Welt stattfindet, die kurz darauf so vollständig und unwiederbringlich pulverisiert wird, dass die Erinnerung an sie alles ist, was bleibt. Manche von ihnen haben das Glück, den Krieg nur aus Zeitungen zu kennen. Andere müssen fliehen, um ihr Leben zu retten. Nicht alle schaffen es.

Die Denkbewegung, die sie miteinander verbindet, hatte im Laufe der Jahrzehnte viele Namen. Jeder dieser Namen trifft einen Aspekt, keiner trifft je das Ganze. Die meisten von ihnen sind abfällig

gemeint: »Kulturmarxismus« zum Beispiel. »Konstruktivismus«, »Relativismus«, »Skeptizismus« oder »Nihilismus«, als eine sich steigernde Verurteilung von Irrationalismen, die man abzuwehren hat. Unverkennbar ist die Herkunft dieser Begriffe: es sind philosophische Kampfvokabeln, mit denen man seine theoretischen Gegner etikettiert, um sie loszuwerden. Sie alle lassen sich mit einem Begriff zusammenfassen, der so unklar wie polarisierend ist und der vielleicht gerade deswegen so polarisiert, weil er so unklar ist: die »Postmoderne«.

Die Offenheit, die sich in dieser Bezeichnung ausspricht, hat zu viel Verwirrung geführt. Die lateinische Vorsilbe »post-« bedeutet ja zumeist »nach« oder »hinter« - und so hat man »Postmoderne« oft beschreibend, im Sinn einer historischen Epoche verstanden: »Postmoderne« wäre dann »nach der Moderne« oder auch »hinter der Moderne«, im Sinne von »auf die Moderne folgend«. Ebenso kann man das »nach« als Ausdruck für die Aufeinanderfolge philosophischer oder auch künstlerischer Epochen verstehen, nicht als Beschreibung, sondern vielmehr als Forderung: *nach* der Philosophie, *nach* der modernen Literatur, *nach* der Kunst, die ihr Ablaufdatum überschritten hat, *muss es* eine postmoderne neue *geben*, die sich von ihr abhebt.

Verbindet man diese beiden Interpretationen miteinander, das beschriebene Zeitalter und die geforderte Nachfolge, dann erhält man die Formel, die bis heute die Gemüter erregt. Wenn die »Moderne« das Zeitalter der Aufklärung, des Liberalismus, der Vernunft ist, dann ist die »Postmoderne« das Zeitalter, das all diese Werte verabschiedet. Wenn die »Moderne« das Zeitalter der Rationalität und der Wissenschaft ist, dann bedeutet »Postmoderne« eine Abkehr von der Wahrheit und eine Rückkehr in einen vormodernen Irrationalismus, einen Flirt mit dem längst Überwundenen. »Postmoderne« wäre dann im Sinn verdreht, gleichbedeutend mit »Vormoderne«, zumindest aber mit den dunklen Seiten der »Moderne«. Ist diese »Moderne« das Zeitalter von Effizienz und der Rationalisierung von Prozessen, dann steht »Postmoderne« für Überflüssiges und Überschüssiges, für etwas, was man auch weglassen kann, was übersteht und deswegen gestutzt werden muss. Und wer schon die »Moderne« für ihre Abkehr von

Tradition und alten, eben vormodernen Werten kritisiert hat, für den ist die »Postmoderne« die Apokalypse der Beliebigkeit.

Die »Postmoderne« ist der Gegner, auf den sich alle einigen können, selbst wenn sie sonst zueinander Gegenteiliges behaupten. Dabei stehen Heftigkeit der Ablehnung und Wissen über die Positionen, die man der »Postmoderne« zuordnet, meist in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zueinander. Das heißt: Je weniger einer über die »Postmoderne« weiß, desto entschiedener sind seine Urteile über sie. Je weniger eine von den »postmodernen« Autoren gelesen hat, desto sicherer ist sie sich, dass es sich nicht lohnt, sich mit diesem »Geschwurbel« zu beschäftigen.

Spukt es in der Universität?

Das wäre nun alles nicht besonders interessant, wenn nicht durch diese Art Vorurteil Entscheidendes verlorengehe. Das bedeutet nicht nur, dass sich mit einem einzigen Begriff ein kompletter Zeit- und Erfahrungsraum erledigen soll. Das ist auch bei Begriffen wie »Mittelalter« oder »Sklaverei« der Fall. Dass Entscheidendes verlorengeht, bedeutet vor allem, dass das, was in der anfangs so genannten Denkbewegung gedacht wird, den Übergang in diejenige Welt betrifft, in der wir heute leben.

Die »Postmoderne«, so wie sie hier verstanden wird, ist kein Sammelbegriff für irgendwelche durchgeknallten französischen Philosophen und auch kein Werturteil über den allgemeinen Sittenverfall. Sie bezeichnet, in bewusster Aneignung eines völlig unklaren Begriffs, einen Zeitraum von etwa 30 Jahren, in denen sich die Reste des alten europäischen Denkens mit den Tendenzen der nach dem Zweiten Weltkrieg neu anhebenden gesellschaftlichen und theoretischen Entwicklungen verbinden. Das, was übrig ist und das, was neu entsteht, gehen in ihr eine einzigartige Liaison ein, in der noch einmal, ein letztes Mal, alles auf den Tisch kommt.

Ein letztes Mal? Ja. Die »Postmoderne«, wie sie hier dargestellt wird, mag in ihren Ausläufern die akademische Bildung maßgeblich mitbestimmen. *In dem, was sie eigentlich auszeichnet, scheitert sie aber.* Sie geht unter, weil ihre Bedingungen immer noch diejenigen einer früheren Zeit sind, die zugleich mit ihr zugrunde geht. Den

intellektuellen Freiraum, in dem sich Projekte wie die Macy-Konferenzen, die französische Reform-Universität oder die engagierte Gesellschaftstheorie entfalten konnten, gibt es nicht mehr.

Ende der 1970er Jahre endet die Zeit des engagierten Intellektuellen, so wie er sich am Ende des 19. Jahrhunderts erst als besondere Form des bürgerlichen Selbstverständnisses herauskristallisiert hat. Eine Gestalt der Geschichte nimmt den Hut. Es endet auch die Zeit der bürgerlichen Ästhetik als bestimmendes Paradigma des Progressiven, Hybriden und Extremen gleichermaßen. Es endet schließlich die kurze Zeitspanne, die nach dem Zweiten Weltkrieg noch einmal die Offenheit der Situation mit der Aufbruchsstimmung des Neuanfangs verbunden hat, die in den Ruinen der Vergangenheit den Geist der Zukunft erblickte. An ihre Stelle tritt die Aussöhnung von Elite und Masse an den Universitäten und von Kredit und Produktion für Arbeiter und Konsumenten.

Dieser Epochenbruch ist für uns, vierzig Jahre später, möglicherweise noch zu nahe, um ihn zu erkennen. Für die Allgemeinbildung verschwindet er unter Kontinuitäten. Auch der Historiker täte sich schwer damit, dreißig Jahre als historische Epoche auszuzeichnen. Aber ideengeschichtlich lassen sich die Grenzen dieser Epoche durchaus belegen.

Um 1950 beginnt die intellektuelle Geschichte der berühmtesten »französischen Philosophie«, des sogenannten »Poststrukturalismus«. Sie endet mit dem intellektuellen Umschwung in Frankreich zu Beginn der 1980er, als die Neuen Philosophen sich verbitten, dass »französische Philosophie« gleichgesetzt wird mit Foucault, Derrida, Deleuze oder Lyotard. Um 1950 beginnt auch die Geschichte der Frankfurter Schule in der Bundesrepublik Deutschland. Es ist, auch wenn sie ihre Wurzeln in der Weimarer Republik hat, eine andere Frankfurter Schule. Ihr Einfluss auf die deutsche Bildungslandschaft ist mit diesem Neuanfang untrennbar verknüpft. Auch ein zunächst im Hintergrund verbleibender Kreis von Intellektuellen um den Münsteraner Philosophen Joachim Ritter begründet sich Anfang der 1950er Jahre und wird bis zum Ende des Jahrzehnts zur entscheidenden Prägung für später selber einflussreiche Männer werden.

Beide deutschen Schulen finden ihr Ende oder werden in etwas ganz anderes transformiert, beide noch vor 1980. Schließlich haben auch die in sich vielfältige intellektuelle Bewegung der sogenannten »Kybernetik« und die philosophische Theorierichtung des Neuen Pragmatismus beide ihre Wurzeln am Beginn der 1950er Jahre: in den Macy-Konferenzen und in Richard Rortys Dissertation über den Begriff der Möglichkeit, deren Grundgedanke alles weitere mitbestimmen wird. Die Kybernetik wird in den 1970er Jahren, nach einem fantastischen Start, sang- und klanglos untergehen. Sie wird abgelöst von effizienteren und weniger ambitionierten Perspektiven und wird so vollständig vergessen, dass die Protokolle der Macy-Konferenzen erst Jahrzehnte später wieder verfügbar sind. Der Neue Pragmatismus schließlich findet natürlich seine philosophischen Fortsetzungen. Das Projekt aber, das Rorty mit seiner offenen, pluralistischen Version von Philosophie angepeilt hatte, wird von einer härteren, klareren, mehr zum Zeitgeist der 1980er Jahre passenden liberalen Philosophie abgelöst, die Wissenschaftsanspruch und effiziente Gesellschaftsteuerung miteinander verbindet.

Als in den 1990er Jahren, nach dem Fall der Mauer und dem Ende des Kalten Krieges, noch einmal eine Art »postmodernes« Gespenst die Flure der Universitäten heimsucht, ist aus Theorie bereits Mythos geworden. Einzelne Sätze, in konkreten Situationen geäußert, werden zu Schlüsselsätzen ganzer Werke gemacht. Die intensive Denkarbeit und die zum Teil höchst diffizilen Überlegungen, die sich in den Texten finden, führen reihenweise zu hermeneutischen Kurzschlussreaktionen. Dem Foucault, hört man, geht es vor allem um »Macht« und dem Derrida, dem geht es um die »Schrift«, wobei man gar nicht so genau weiß, was damit gemeint ist. Wer es doch weiß, hört sich an wie diejenigen, die Mitte des 20. Jahrhunderts Hegel oder Heidegger nachgeahmt haben. Sie sprechen für die Nichteingeweihten eine seltsame Sprache, huldigen dem Derridadaismus. Deleuze wird zum Lieblingskind der neu entstandenen Medienwissenschaften, auch weil er sich in seinem Spätwerk sehr fürs Kino interessiert hat. Und Lyotard? Der hat doch diesen Text geschrieben: *La condition postmoderne*, zu Deutsch: *Das postmoderne Wissen*. Wer also wissen will, was »Postmoderne« ist,